

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 33

Artikel: Die grosse Hemmung [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennersdöche in Soret und Siss

Nr. 33 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 14. August

Das Lied vom Vaterland.

Von Jakob Frey.

Ich bin in stiller Sommernacht
Dem See entlang gegangen,
Wo, mondlichtschimmernd angefacht,
Die Wasser leis erklangen.
Und auf der feuchtbeglänzten Bahn
Glitt leichten Laufs ein Kahn hinan,
Aus dem ein milder Mädelensang,
Bald fern, wie traumverloren, klang:
„Rufst du, mein Vaterland!“

Und wie ich bei des Morgens Schein
Zur Stadt in Tal gekommen,
Kam auch das Volk zum Tor herein
Wie Wogenflut geschwommen;
Sessfahnen wehn; der Schüsse Knall
Weckt weit durchs Tal den Widerhall;
Die Menge aber wogt' und quoll
Bis es in tausend Stimmen scholl:
„Rufst du, mein Vaterland!“

Ich ließ die Stadt und stieg hinan
Den Pfad zur grünen Halde,
Wo sich ein lichter Wiesenplan
Umsäumt mit dunklem Walde;
Da war's wohl still; nur fernher drang
Verlorner Herdenglöcklein Klang;
Doch frisch erhab der Hirtenknab'
Das Lied und sang zum Wald hinab:
„Rufst du, mein Vaterland!“

Da hielt ich an; zu Häupten glüht
Der Sirm im Abendstrahle.
Zu Süßen duftet und erblüht
Die Sonnenpracht im Tale,
Mir war's, als ob des Herren Hand
Sich segnend legte auf mein Land,
Und wie ein tieferschauernd Wehn
Sühl' ich mir's durch die Seele gehn;
„Rufst du, mein Vaterland!“

— Die große Hemmung. —

Novelle von Rudolf Trabold.

Etwas einsam war es für sein lieb Frauchen hier, das mußte er schon zugeben, aber sie klagte nicht, im Gegenteil, sie sagte ihm oft, die Zeit vergehe ihr, sie wisse nicht wie, denn sie war eine fleißige Hausfrau und eine tüchtige, mit jeder Minute wußte sie etwas anzufangen. Nicht einmal eine Magd wollte sie; die Stundenfrau, die täglich am Morgen kam, sie genügte ihr vollständig. Ja, er hatte ein Kleinod als bessere Hälfte, das mußte er sagen. Der große Hofhund war auch ihr einziger Beschützer, wenn er hie und da auf Reisen ausbleiben mußte; eine so tapfere und furchtlose Frau war auch nicht häufig, er sagte es sich oft, wenn er fern von ihr an sie dachte und sich manchmal ängstigte um sie.

Nicht gerade kunstvoll, aber laut und rein sang Hilda in der Rüche und nun auf der Veranda, wo sie den Tisch rückte; sie brauchte die frühe Morgenstunde nicht zu

scheuen, denn sie wußte niemanden aus dem Schlafe, weit und breit befand sich keine Wohnstätte als das Bäckerhaus, einen Steinwurf entfernt. Das Dorf lag eine kleine halbe Stunde hinter dem zweiten Hügel, die Fabrik erreichte man in zehn Minuten. So war man hier einsam und doch nicht verlassen.

Die Sonne vergoldete nun mit ihren ersten nebelfreien Strahlen die grünen Erdwellen des mageren Landes, auf dem in der Tiefe einige dürftige Kornäder leuchteten. Balandraus Haus hob sich weithin sichtbar ab, es glühte jetzt förmlich im Sonnenlicht, die Scheiben funkelten, die Fensterläden hoben sich lustig ab in ihrem grünen Bestrich von dem oderfarbenen Besenbewurfe der Mauern. Das Dachhäuschen und der Turm gaben dem Ganzen den hier so ungewohnten Ausdruck der Lauschigkeit. Weiße und graue Tauben umflogen das Dach, die Hühner ließen

gadernd über den Vorplatz der Hausfrau nach, denn sie erwarteten das Fressen; nun kam Hilda mit dem Beden und sofort gab es ein reges Leben unter dem Federvolle; auch die Tauben flogen herunter und alle erhielten ihr Morgenmahl.

Als die Frau sich eine Weile bei diesen Hausgenossen vergessen hatte, da eilte sie schnell dem Garten zu, wo ihr Mann jetzt eifrig arbeitete; sie umhalsste ihn und führte ihn auf die Laube, wo auch ihr Essen bereit stand.

„Ah! Es ist doch eine Lust, auf eigenem Grund zu arbeiten,“ meinte er, als er sich an den Tisch setzte.

Sie führte ihn auf den Mund, ehe sie ihm einschenkte, so gut gefiel er ihr, wenn er von seinem „eigenen Grund“ schwärzte. Sie ließen sich stets Zeit beim Kaffee und heute erst recht, denn man war ja noch früh am Tag und wollte lieber später etwas schwitzen im Garten, um vor Mittag fertig zu werden.

„Wie ist das Leben doch so schön, wenn man es richtig anzupaden versteht,“ begann er wieder und sah der Frau in die Augen, die ihn anlächten.

Die Sonne wob ihr Licht in das blonde Haar seiner Lebensgefährtin, er langte über den Tisch hin, um es zu streicheln, denn er liebte diese mattgoldenen Flechten, die in schwerer Fülle das Haupt seines Weibes krönten. Er stand auf, ging zu ihr hinüber, führte sie auf den Scheitel und flüsterte:

„Meine süße, blonde Frau —“

Er streichelte ihre Wangen, sie legte den Arm um seine Hüften und zog ihn eng an sich. So blieben sie lange schweigend.

Ja, sie waren sehr glücklich. In den vier Jahren ihrer Ehe hatten sie Tag für Tag das gleiche ungetrübte Frohsein empfunden wie bei der ersten Stunde ihrer Vereinigung. Mit einem dankbaren Stolze hing sie an ihm und er lebte immer in der gleichen, klaren Zuversicht, daß seines Lebens schönste Freude nicht untergehen werde, so lange er sie an der Seite dieser Frau genoß. Im Berufe plagten ihn vielerlei Sorgen und reizte ihn ein unbändiges Streben nach hohen Zielen. Er fühlte die Kraft in sich, etwas Großes zu erreichen. Er wußte, daß ihn die beneideten, die diese Kraft eben nicht besaßen, also nicht für den Erfolg bestimmt waren. In der Häuslichkeit schien er ein vollständig anderer Mensch zu sein als in der Fabrik; hier lebte er sorglos, in gleichmäßiger, gelassener Freude. Er wünschte hier keine Veränderung, ein größeres Glück als das dieser stillen Zufriedenheit konnte er sich gar nicht vorstellen. Hier schwiegen seine ehrgeizigen Verlangen, sein strebender Geist schien zu ruhen, und gerade in dieser Ruhe, an der Seite des liebenden Weibes, das die Spenderin dieser kostlichen Stille war, hier sammelte er stets die neue Kraft, die mit jedem Jahre größer wurde.

Wer ihn hier gesehen, der hätte gestaunt über den Gatten Balandrau, der ein so vollständig anderer war als Direktor in der Fabrik. Aber er wollte hier keinen Kollegen sehen; einzige den zweiten Ingenieur, Herr Lamien, empfing er stets und gern. Er hatte seine Gründe, erstens darum, weil dessen Frau die Freundin seiner Gattin geworden, und zweitens, da er in dem bescheidenen jungen Manne einen tüchtigen Mitarbeiter erkannt hatte.

Sie erwarteten das Ehepaar heute zum Mittagstisch, ganz ohne alle Umstände, man wollte nicht des Essens, sondern der Unterhaltung halber zusammenkommen. Der Nachmittag sollte mit Plaudern, Musizieren, einem Spiel oder etwa einem Spaziergange verbracht werden, so wie sie es oft zu tun pflegten, ganz nach Gutdünken, Stimmung oder Wetter.

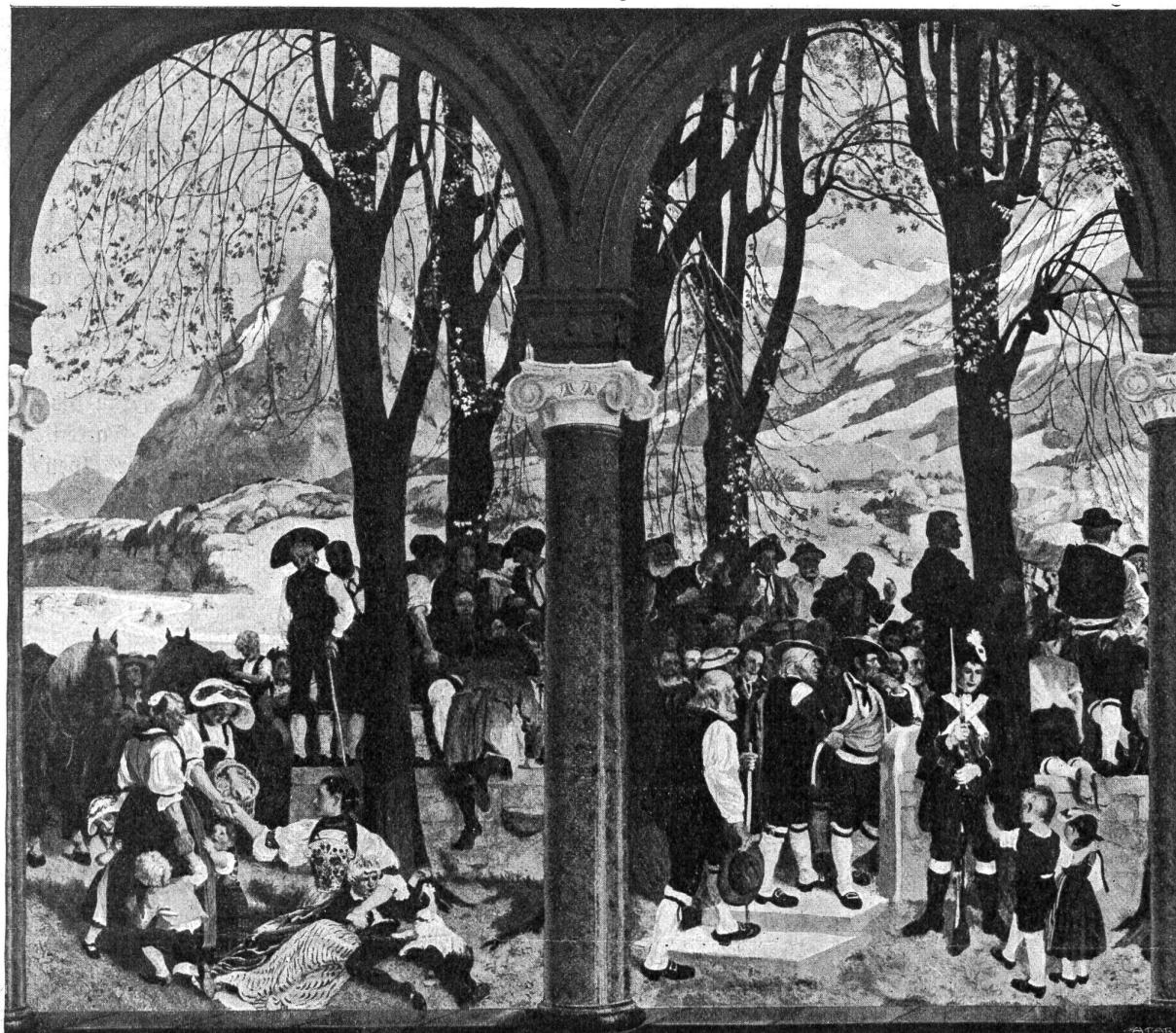
Hilda war aufgestanden, René hielt ihre Taille umschlungen und sie legte ihren Arm um seinen Hals. So gingen sie hinunter in den Garten, spazierten ums Haus herum, blieben auf der Westseite stehen und betrachteten von hier aus die Landschaft, die zu dieser Stunde sich am vorteilhaftesten zeigte. Die Eintönigkeit der Linie wurde durch die Morgenschatten unterbrochen, das Licht der Sonne flirrte im noch taufrischen Gras, die waldlosen, schmächtigen Hügel schienen weniger kahl, da niedere Sträucher da und dort sich abhoben. Er fragt begeistert:

„Nicht wahr, es ist schön? Es ist zu dieser Stunde wirklich ein Genuss, hier die Fernsicht zu genießen. Und wenn man alles so von seinem eigenen Haus aus betrachten kann, dann muß man es bewundern, man mag wollen oder nicht!“

Sie nickte lächelnd, auch sie war stolz wie er, als Eigentümerin hier stehen zu können. Hilda war als Kind mittellosen Eltern aufgewachsen, René aber stammte aus wohlhabendem Hause; was er aber hier besaß, das hatte er „eigenköpfig“ verdient, wie er zu sagen pflegte. Darum war er auch so stolz auf seinen Besitz, obwohl er wußte, daß man daheim vielleicht die Nase rümpfen würde über sein Anwesen, das sich fünf Stunden hinter dem Mond befand. Niemand von seinen Verwandten hatte ihn je hier besucht, man ließ ihn jetzt ruhig, aber hatte ihm die Mütter nicht verzeihen können, schrieb selten und erwähnte der deutschen Schwiegerin mit keinem Worte. Er ertrug es ohne Groll, sagte sich, ich habe mein Glück für mich und das genügte ihm, alles andere kümmerte ihn nicht. Hier fühlte er sich als glücklicher eigener Herr und was sollte er mehr begehrten?

Hilda setzte ihren großen Strohhut auf und machte sich ans Bepflanzen der Gartenbeete, während René ein Stück umstach. Gegen 8 Uhr kam die Stundenfrau, Hilda mußte ins Haus, um ihr die Arbeit anzuweisen und das Nötige fürs Mittagessen zu besorgen. Sie sang wieder, hell tönte es in den Garten hinaus, bald waren es französische Lieder, bald deutsche, wie es ihr einfiel und ums Herz stand. René arbeitete ohne aufzusehen bis Hilda kam und sagte, es sei elf. Nun ging er ein kaltes Bad nehmen und zog sich um. Sie wurde der Gäste sichtbar und eilte ihnen auf dem Fußweg entgegen.

Balandrau trug seinen alten, vielmals gewaschenen Tennisanzug und empfing so den Sonntagsbesuch. Er war bester Stimmung, lobte Madame Lamien gesundheitvolle Toilette. Die hübsche temperamentvolle Frau brachte sofort Leben ins Haus, während ihr Mann still und bescheiden wie immer war und den Respekt gegenüber dem Direktor nie vergaß, obwohl sich René ganz freundschaftlich zeigte. Die Frauen duzten sich nicht, nannten sich aber beim Vornamen, was den Grad der Vertraulichkeit andeutete. Colette nannte Hilda nach französischer Art Ilda. Sie floß

**Albert Welti.**

Im hintergrund das Stanzerhorn. Der kleine Knabe im Vordergrund, der mit dem Hund spielt, ist ein Sohn des Malers Welti.

(Phot. Kölle, Bern).

in die Begrüßung eine Menge lustige Dinge, die sie sprudelnd erzählte, ging dann mit der Freundin in die Küche, denn die Stundenfrau mußte heim zu ihren Kindern. Colette band eine große weiße Schürze um, und nun legten die beiden Frauen selbster die letzte Hand an das Mittagessen, denn Madame Lamien war eine exprobte Köchin, was Hilda ebenso zu schäkern wußte wie die andern Hausfrauen-tugenden, deren die Freundin mehrere besaß.

Draußen auf der Veranda sprachen die Männer von den politischen Neuigkeiten, da der Kollege die Zeitungen mitgebracht hatte. Die Lage zwischen den Nationen schien ernst zu werden. Herr Lamien sprach sich nur dahin aus, daß er meinte, die Ermordung des Erzherzogs Ferdinand sei ein willkommener Grund für die, die in Deutschland und Österreich den Krieg wünschten. Balandrau wehrte:

„Es gibt kein Krieg, des bin ich sicher, denn jeder wird sich die Sache zweimal überlegen, man weiß hier wie dort, was auf dem Spiele steht. Ein Krieg würde für alle den Ruin des Handels und der Industrie bedeuten. Heutzutags kann man nicht mehr Krieg führen wie ehedem, das weiß doch jeder, sonst wäre schon längst losgeschlagen worden. Vor zwei Jahren noch hatte ich größere Befürchtung.“

Landsgemeinde-freske im Ständeratssaal in Bern.

Das Volk horcht auf die Rede eines Landmanns. Im Vordergrund links mit vor-geneigtem Kopf der große Erzieher Pestalozzi.

(Phot. Kölle, Bern).

„Ah, der Krieg wäre jetzt für uns ein Unglück, die Deutschen besitzen eine so enorme Armee.“

„Der Krieg ist immer ein Unglück, er bringt Vernichtung, und obwohl ich leidenschaftlich gerne meinen Militärdienst machte, Reserveoffizier wurde und mich für alles begeisterte, was mit dem Militär zusammenhängt, trotz alldem habe ich mich nie irre führen lassen und bin der Ansicht, daß der Krieg mehr Vernichtung bringt als moralischen Nutzen. Im friedlichen Militärdienst tut uns die Disziplin gut und wir werden vor Verweichung geschützt durch ihn; im Krieg ist das aber anderlei, der macht nicht nur rauh, sondern roh.“

„Hoffen wir, daß die Gefahr wirklich nicht so groß ist, wie ich meine.“

„Ich bin ganz ruhig, es wird nichts geben.“

Das Essen machte dem Kriegsgespräch ein Ende, denn von Politik wollte Frau Lamien nichts wissen, am Sonntag schon gar nicht. Alle griffen tapfer zu und bewiesen durch den gesunden Appetit, daß ihnen die Landluft hier wohl bekam. Auch am Durst fehlte es nicht, denn die Sonne saß mit zu Gast, aber man fand sie doch zu zudringlich und wies sie mit dem Stoß zurück, aber auch so brannte sie



Albert Welti. **Landsgemeinde-Freske im Ständeratssaal in Bern.**
Im Hintergrund der Titlis und die Kapelle des Niklaus von der Glüe. Im Vordergrund der Herold, der die Landsgemeinde aufgeboten hat. In der Mitte der Landammann, der sich auf das Landeschwert stützt, umgeben von den 5 Landesvätern und dem Landeschreiber.
(Phot. Kölle, Bern).

noch unheimlich und endlich erhoben sich alle, um an den Schatten hinter das Haus zu flüchten, wo man endlich den Kaffee in milderer Lust trinken konnte.

Albert Weltis Landsgemeinde-Freske im Ständeratsaal in Bern.

Von Gian Bundi, Bern.

Ein Maiensonntag in den Bergen des Obwaldner Tales. Auf den noch tief herab beschneiten Höhen liegt Frühlingssonne, das Laub der Bäume ist lichtgrün und über allem steht ein matter hellblauer Frühlingshimmel. So hat Albert Welti die Landschaft seiner Landsgemeindefreske gesehen, nicht mit Alltagsaugen, vielmehr so, wie sie sich dem Menschen nur an besonders glücklichen Tagen erschließt. Und für die Obwaldner Landsleute ist der erste Maiensonntag auch ein Tag besonderer Art. Sie sind zusammengekommen, um nach Vätersitte gemeinsam über Wohl und Wehe des Landes zu raten. Was hier beschlossen wird, das gilt; dagegen gibt es keine Berufung. Hier

Madame Lamien gab dem Direktor eine Lektion über höhere Blumenpflege, denn sie galt in dieser Frage als sehr kompetent bei René, der übrigens auch ihre Ratschläge über Hühnerzucht zu würdigen wußte; sie war in ihrer savonischen Heimat auf dem Lande aufgewachsen, konnte also aus Erfahrung sprechen.

III.

Es war wieder Sonntag, aber heute verbrachte Balandrau den Feiertag allein mit seiner Frau, denn das Ehepaar Lamien besuchte zu Lyon die Ausstellung. Er stand wieder in aller Frühe auf, wie vor acht Tagen, und genoß den Tag, der ihm gehörte, mit seiner Frau bis zur Neige. Er betrachtete, bastelte in Haus und Garten, schmiedete allerlei Pläne mit seiner Hilda und der Abend war da, ehe sie es sich versahen.

Als am folgenden Mittag René aus der Fabrik kam, da schaute er so seltsam drein, daß Hilda erschrocken fragte: „Mon Dieu, was ist denn mit dir, René, du machst ein so eigenartliches Gesicht?“

Er versuchte zu lachen, aber es klang gezwungen. Als sie ihm nicht Ruhe ließ, rückte er heraus:

„Die Geschichte mit Serbien gefällt mir nur halb.“

„Was hast du für eine Geschichte mit Serbien?“ fragte sie naiv.

Er mußte nun doch lachen und gab zur Antwort: „Ich habe mit den Serben nichts, aber die verdammten Österreicher, und es will mir fast scheinen, die Deutschen stecken noch mehr dahinter als die andern.“

Aber die Politik war für sie das siebenmal versiegelte Buch und er mußte sich genauer erklären. Als er fertig mit der Auseinandersetzung, war ihr erstes Wort: „Unser Kaiser will keinen Krieg, nein, das will er nicht, des bin ich sicher.“

Aber jeden Tag brachten die Zeitungen ernstere Berichte und als Colette Lamien ihre Freundin besuchten kam, da erzählte diese so vielerlei, was sie auf der Reise von Kriegsgerüchten gehört, daß es Hilda doch fast bange wurde, aber nach kurzem Besinnen rief sie wieder: „Unser Kaiser will einen Krieg nicht!“

ist das Volk der Souverän. Der Mann hängt seinen alten Degen um und zieht in den Landsgemeindering, nicht nur um gutzuheißen, was ihm die vorberatende Behörde vorlegt, sondern um selbst mitzureden und etwa auch einmal eine Regierung zu stürzen, die ihm nicht behagt.

Eine solche Landsgemeinde in einer großen Freske darzustellen, war die Aufgabe, die Albert Welti im Jahre 1907 übernahm; sie füllte die letzten Jahre seines Lebens fast völlig aus und sie nahm ihn auch innerlich stark in Anspruch, denn Albert Welti war ein guter schweizerischer Patriot vom Scheitel zur Sohle. Kein Auftrag konnte ihm willkommener sein, und so ging er denn mit Freude